

*Michael N. Haas/Uwe Frigge/Gert Zimmer*, Radio-Management. Ein Handbuch für Radio-Journalisten (Reihe Praktischer Journalismus 13), München 1991 (Ötschlager); 800 Seiten/75,—DM

*Bernd-Peter Arnold/Siegfried Quandt* (Hg.), Radio heute. Die neuen Trends im Hörfunkjournalismus, Frankfurt/M. 1991 (Institut für Medienentwicklung und Kommunikation); 360 Seiten/68,—DM

Wie werde ich ein erfolgreicher Radio-Macher? Die Liberalisierung des Rundfunkmarktes hat außer zahlreichen privaten und lokalen Radiostationen in den meisten Bundesländern auch etliche Ausbildungsinstitute für Hörfunkjournalisten auf den Plan gerufen. Doch nicht immer sind deren Angebote seriös. Dem ernsthaft interessierten Studenten oder Berufseinsteigern sei deshalb die Lektüre der beiden oben genannten Werke empfohlen. Zusammen ergeben sie einen guten Überblick über das Profil dieses Berufsfeldes heute und über die professionellen Anforderungen und Voraussetzungen des Radio-Machens in der gegenwärtigen Rundfunklandschaft.

Das Handbuch von Haas/Frigge/Zimmer entstand aus Erfahrungen in der bayerischen Privatrundfunk-Szene und präsentiert sich frech, unkompliziert und bisweilen sehr plakativ als komplette Betriebsanleitung für das erfolgreiche Management eines kommerziellen Kleinsenders. Ein bißchen Rundfunkgeschichte, viel Hörerpsychologie und konsequentes Marketing-Denken zeichnen dieses Nachschlagewerk aus. Über das ausführliche Inhaltsverzeichnis ist der Band leicht zu erschließen und kann deshalb vor allem auch in der Praxis

immer wieder schnell zu Rate gezogen werden. Kein Begriff aus Programmplanung, Radioproduktion oder -technik, zu dem sich nicht wenigstens eine kurze Erklärung oder ein praktischer Hinweis fände. Im Mittelpunkt stehen die Optionen zur Wahl und Gestaltung eines marktgerechten Gesamtformats, doch auch die Details im Alltagsgeschäft des kommerziellen Hörfunks werden in allen Facetten beschrieben – von der Personalstruktur bis hinunter zur Anleitung für eine vernünftige Beschriftung von Kassetten. So gut organisiert wünschte man sich manches Computer-Handbuch. Die deutlich-saloppe Sprache und Präferenz für einfache Lösungen mögen bei Sachkundigen manchen Widerspruch herausfordern – der Nützlichkeit des Buches als erste Orientierungshilfe tut dies keinen Abbruch.

Demgegenüber steht der Sammelband von Arnold/Quandt deutlich in der Tradition des Qualitätshörfunks, wie ihn die öffentlich-rechtlichen Sender in Großbritannien, Deutschland und Kanada geprägt haben. Wichtige Merkmale der professionellen Programmgestaltung unter den Leitbildern von Information, Bildung und Unterhaltung werden in ihren historischen Bezügen erläutert und hinsichtlich der veränderten Marktbedingungen und Hörgewohnheiten fortgeschrieben. Viele innovative Ansätze, beispielsweise zur Präsentation von Nachrichtensendungen und zum Verhältnis von Information und Unterhaltung, zeigen die Entwicklungsmöglichkeiten des Qualitätsrundfunks in Abgrenzung vom sogenannten „Dudelfunk“ realistisch auf. Beiträge aus Dänemark, Frankreich und der Schweiz runden das in diesem Band versammelte internationale Erfahrungsspektrum ab. Sie vermitteln

dem Leser einen Einblick in die Philosophie des Radiomachens auch jenseits der Perspektiven des gegenwärtigen Duopols.

Tatsächlich ist es die Besonderheit der aktuellen Radiolandschaft in Deutschland, die dem Informationssuchenden die Lektüre zweier so unterschiedlicher Zustandsberichte abverlangt, will er nicht wichtige Entwicklungen übersehen. Etwas mehr Marketing-Denken bei den öffentlich-rechtlichen Radio-Dienstleistern und mehr Radiophilosophie bei den unabhängigen Kommerziellen – und die Zeit wäre reif für ein einheitliches Handbuch zum Thema.

*Michael Krzeminski*

*Jay Newman*, *The journalist in Plato's cave* (Fairleigh Dickinson University Press), Rutherford/New Jersey 1989, 208 S./32,50 US-\$

Ein ungewöhnlicher und sehr gelungener Versuch eines Brückenschlags zwischen Philosophie und Journalismus ist von einem kanadischen Philosophen und Religionswissenschaftler, Jay Newman, unter dem attraktiven Titel „Der Journalist in Platons Höhe“ vorgenommen worden. In der einschlägigen Literatur ist dieses Werk bisher so gut wie unbeachtet geblieben. Der Rezensent entdeckte den Band auf einem Büchertisch, der „zum Herumkramen“ vor dem Eingang der Columbia University an der Amsterdam Avenue in New York City aufgestellt war. Die Aufmerksamkeit wurde angezogen von dem Titel, und der Preis dieses Buches war von 32,50 Dollar auf 8,00 Dollar herabgesetzt worden. Der Kauf hat sich gelohnt.

Jay Newman arbeitet seit 1971 an der University of Guelph in Kanada. Er besuchte in den USA das Brooklyn College und die Brown University, studierte aber auch in England. Seine Arbeiten erstreckten sich schwerpunktmäßig vor allem auf Strategien zur Vermeidung religiöser Konflikte. So hat er Bücher über Grundlagen religiöser Toleranz und über religiösen Fanatismus veröffentlicht, ferner über die Philosophie von John Henry Newman, der als katholischer Theologe und Ökumeniker in England im 19. Jahrhundert großen Einfluß ausübte und den interreligiösen Dialog förderte.

Newman beruft sich öfter auf Walter Lippmann, den er „philosopher-journalist“ nennt. Lippmann habe den Mangel an philosophischer Reflexion über die Phänomene und Wirkungen des Journalismus schon 1922 in seinem Klassiker „Public Opinion“ beklagt. Lippmanns Anfrage richtete sich damals vor allem an die Adresse der behavioristischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die ihren Beitrag zur Verbesserung des Journalismus verweigert hätten, wengleich sie auch schon in den 20er Jahren und später eine wahre Flut von Veröffentlichungen zur Medien- und Kommunikationswissenschaft hervorbrachten, die jedoch alle der empirisch-analytischen Methode verhaftet blieben. Lippmann selbst hat sich in seinen späteren Jahren von der Empirie ganz abgewandt und den Bedarf einer „Public Philosophy“ mit seinem letzten Hauptwerk angemahnt. Er wollte dem ausufernden Subjektivismus entgegentreten und den Journalismus an die humanistischen Traditionen der „Civil Society“ anbinden.

Könnte es sein, daß die Philosophie als Liebe zur Weisheit in ihrem Ver-

hältnis zur Wahrheit und Wirklichkeit, zum Guten und zum Schönen wenig gemeinsame Berührungspunkte aufweist mit einem Gegenstand wie Journalismus, der konkret ist und nur empirisch erforscht werden kann? Newman hält das für ein Scheinargument, seien doch alle menschlichen Praktiken der Philosophie bedürftig und für ein Philosophieren geeignet im Fragen nach ihren Grundlagen und nach ihrem Sinn. Da bilden die journalistischen Phänomene gewiß keine Ausnahme von der Regel, zumal sie immer mehr einen umfassenden Charakter annehmen. „Weisheit“ und Wissen werden heute primär aus journalistischen Quellen geschöpft, und Journalisten besetzen das geistige Vakuum, das in der modernen Welt durch den Abbruch der Traditionen und den Werteverfall entsteht. Im kollektiven Leben der Gesellschaft gehen die spirituellen Kräfte von den Massenmedien aus, die „Public Philosophy“ wird von ihnen substituiert.

Newman meint, daß Auseinandersetzungen zwischen Sokrates, Plato und den Sophisten im alten Griechenland höchst moderne Perspektiven liefern könnten, die ohne weiteres übertragbar seien auf Beobachtungen im modernen Journalismus, so z. B. im Blick auf die Relativierung von Wirklichkeit und Wahrheit, auf den Verfall der Sprache und ihrem Mißbrauch als Propagandamittel und sophistischen Täuschung. Es ist eigentlich verwunderlich, warum die Nähe vieler Verfallserscheinungen im Journalismus zur klassischen Sophistik so wenig thematisiert wird.

Im Zentrum des Buches von Jay Newman wird das Höhlengleichnis aus Platons berühmten Dialog „Der Staat“ als Paradigma interpretiert, das die Realitätswahrnehmung durch die Me-

dien veranschaulichen kann. Newman demonstriert in glänzender Manier, wie dieses Gleichnis sich hervorragend dafür anbietet, reflexive Theorien über ein unterscheidendes Rezeptionsverhalten im Hinblick auf das Thema Medienrealität abzuleiten, wengleich der Philosoph Plato das journalistische Zeitalter nicht im Sinn gehabt hat. Doch hat er nicht Sokrates am Ende selbst als den schlimmsten aller Sophisten und Wortverführer hingestellt? Die Gefangenen in der Höhle sind das Opfer von Gaukelkünstlern geworden, die ihnen etwas für wirklich und wahr vorhalten, das sich nur so nennt, es aber nicht ist. Das Schisma zwischen Plato und den Sophisten korrespondiert mit der Ambiguität des Journalismus in unserer Zeit, der einerseits Authentizität für sich beansprucht und doch einer gewissen Gaukelei verhaftet bleibt, um auf den Märkten anzukommen und sich zu verkaufen. Sie geht heute unter der wissenschaftlichen Bezeichnung „Konstruktivismus“, und Jay Newman hätte mit seiner Paradigmatik kaum ein brennenderes Thema anschlagen können als die Fragestellungen nach der sog. Medienrealität. Wer oder was befreit die Gefesselten aus ihren Illusionen und Täuschungen? Die Gefangenen, das sind wir selbst, heißt es bereits bei Plato, und den Gauklern, die dem Sophismus verfallen sind, empfiehlt er, sie sollten in die Höhle zurückkehren, um aus dieser Lage über die Situation zu reflektieren – oder, so könnte man fachgerechter sagen, über ihren journalistischen „bias“, der sie alles durch eine Brille sehen und beurteilen läßt, Rechenschaft abzulegen. Also können Journalisten von den Philosophen doch etwas lernen? Ja, gewiß sehr viel, und nach der Lektüre dieses in flüssiger und eleganter Prosa geschriebenen Buches, das es verdien-

te, ins Deutsche übersetzt zu werden, kann man von der Symbiose nur Gutes erwarten. Newman hat eine feine Art zu beobachten, die Dinge zum Sprechen zu bringen. So philosophiert er eine Weile über die Tatsache, daß Journalismus etwas mit dem geschriebenen Wort zu tun hat, wie er von dorthin sein Maß, seine Inspiration und seine Würde herleitet, aber wie er dann gleichzeitig dem Tag, französisch „jour“, was ja im Wort Journalismus steckt, zugewandt ist und darüber sein Ethos bestimmen kann: „Good journalism is good writing.“

Interessant zu lesen sind auch Newmans Überlegungen zum Kapitel „The Journalist as Educator“. Nun scheut man sich aus gutem Grund, dem Journalisten die Rolle eines „Erziehers“ anzutragen. Gerade dies wünschen wir uns nicht, daß die Medien eine „Schule der Nation“ repräsentieren und mit dem Zeigefinger Belehrungen austeilen. Diese Allergie trägt spezifisch deutsche Züge aus der Oberlehrer-Welt des alten Obrigkeitsstaates. Die Skrupel gibt es andernorts nicht, und Newman entfaltet, angelehnt an die von Robert M. Hutchins im Jahre 1947 inaugurierte „Commission on Freedom of the Press“, seine Konzeption von den Möglichkeiten des Journalismus „as an instrument of education“, als ein Instrument der Bildung und geistigen Orientierung, wie man wohl adäquat übersetzt. Es geht schlechthin um die aufklärerische Funktion im Journalismus, die ihr Ethos historisch aus der Geistesgeschichte ableitet und „Befreiung“ zu bewirken sucht, die selbstverschuldete Unmündigkeit nicht einfach hinzunehmen, sondern auf Veränderung hinzuwirken. Hutchins hat seine humanistischen Vorstellungen von Menschenbildung

und Aufklärung in die Machtausübung der Massenmedien hineinprojiziert. So glaubte er den „Bedürfnissen“ der Gemeinschaft am besten gerecht werden zu können. Es lohnte sich auch hiezulande, ernsthafter über den Bildungsauftrag der Massenmedien in der politischen Kultur nachzudenken.

Newman bemerkt an einer Stelle, er habe den besten seiner Philosophiestudenten oft nahegelegt, sie sollten mit ihrer humanistischen Bildung in den praktischen Journalismus eintreten und dort wie ein Sauerteig wirken, aber er habe nur selten Gehör gefunden. Wie kann sich der Journalismus erneuern und reformieren? Keine Institution kann sich vom Postulat des „semper reformanda“ freisprechen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. „Ich kann nicht genug betonen, daß der Journalist in erster Linie, wenn nicht wesentlich, ein Schreiber und Schriftsteller ist.“ Ein ausgezeichneter Journalismus werde durch die Beherrschung seiner Mittel qualifiziert. Was den Schriftsteller zu einem solchen macht, ist die Tatsache, daß er etwas zu sagen hat, das von Wert ist und würdig, gelesen und wahrgenommen zu werden. Er bewegt sich, gewollt oder nicht gewollt, in humanistischen Traditionen, die auch auf seinen Tugendkatalog durchschlagen im Sinne der spezifischen Kompetenz und eines Könnens, das sich aus der Spannung mit dem Sollen qualifiziert.

Mit Plato mögen wir in vielem nicht übereinstimmen, meint Newman abschließend, aber seine Warnung vor dem Relativismus der zynischen Sophistik in ihrer korrumpierenden, alles Leben verachtenden Weise sollten wir nicht unterschätzen. „Gegen diesen Zynismus, der so oft das Neben-

produkt der Sophistik ist, müssen Philosophen wie Journalisten gleichermaßen auf der Hut sein.“

*Hermann Boventer*

*Christoph Freudenthaler*, Der Konflikt um die neue Telekommunikationsinfrastruktur. Ein Diskussionsbeitrag aus sozioethischer Sicht (Technik- und Wirtschaftsforschung 17); München/Wien 1992; 222 S./38,— DM

Weitgehend unbeachtet von der öffentlichen, geschweige denn kirchlich-theologischen Diskussion vollzieht sich zur Zeit eine Neuordnung der Telekommunikationsinfrastruktur von ungeahnten Ausmaßen, deren Kristallisationspunkt die Kombination von Telekommunikations- und Computertechnik ist. Diese Umstellung auf ein elektronisch gesteuertes Universal-Glasfasernetz wird, darin sind sich alle Experten einig, kumulative Wirkungen nicht nur für die Arbeitswelt, sondern auch für den gesamten Alltag der Menschen haben.

Insofern Kirche und Theologie in gesellschaftlicher Mitverantwortung stehen, sind sie herausgefordert, solche Prozesse kritisch zu begleiten, wozu der Autor mit seiner sozioethischen Dissertation (Universität Dortmund) einen Beitrag leisten will. Wohltuend ist dabei, daß sein Ansatz jeden Verdacht dogmatischer Besserwisserie ausschließt. Es geht ihm nicht darum, die Telekom-Ausbaupläne letztgültig zu bewerten, sondern um den Versuch, „die Bedingungen einer kritisch-wertbewußten Urteilsbildung aufzuzeigen“ (21). Deshalb ist es Ziel der Studie, die Argumentationen der Kritiker und Befürworter zu analysieren, Denkstrukturen und Technikver-

ständnisse zu eruieren, Interessen und Wertvorstellungen offenzulegen und schließlich die Reichweite der ethischen Fragestellung aufzuzeigen. Dadurch soll eine „Kriteriologie“ erarbeitet werden, die die sozioethische Debatte beachten muß.

Der Aufbau der Arbeit ist dreigliedrig, wobei die Teile I und III aufeinander bezogen sind. Der Teil I „Zugänge aus der Theoriegeschichte und der partizipatorischen Technikkritik“ ist einführender Art und gleichwohl inhaltlich zentral; denn hier werden aus der Theoriegeschichte drei „Legitimationsmodelle wissenschaftlich-technischen Fortschritts“ systematisiert (Kap. 2), die der Autor ähnlich in der wissenschaftlichen und der kirchlichen Diskussion um die Telekommunikationsinfrastruktur wiederfindet. Gegen diese Legitimationsmodelle setzt Freudenthaler die partizipatorische Technikkritik (Kap. 3), die sich ebenfalls im III. Teil als Modell mit großen sozioethischen Implikationen erweisen wird. In Teil II beschreibt der Autor die „Auseinandersetzung um die Einführung der neuen Telekommunikationsinfrastruktur“. Er gibt sowohl einen Überblick über die technischen Daten (Kap. 4) wie über die unterschiedlichen Einschätzungen der Wirkungen (Kap. 5) und alternative Gestaltungsvarianten (Kap. 6). Teil III bietet schließlich eine „Reflexion der Beurteilungsvoraussetzungen als Anfrage an die Diskussion über die neuen Informations- und Kommunikationstechniken“. Hier geht es konkret darum, die gängigen Argumentationen auf implizite Wertvorstellungen und Interessen zu prüfen und den Raum für den sozioethischen Diskurs aufzuweisen (Kap. 7 und 8). Die Arbeit schließt mit einer Analyse der kirchlichen Stellungnahmen zum Thema (Kap. 9) und Forderungen im Hinblick auf Theologie und Kirche.

Wichtig für den Verlauf der Studie sind die Paradigmen, die Freudenthaler aus der Theoriegeschichte der Fortschrittslegitimation eruiert. Er unterscheidet dabei *drei Modelle*: das *szientistische Modell* geht von der prinzipiellen Beherrschbarkeit aller Gefahren aus; Probleme lösten sich dann, wenn sie aufträten und eine (pessimistische) Technologiefolgeforschung würde spekulativ den Boden der Empirie verlassen. Das *technokratische Modell* betont hingegen die Eigendynamik der Technik und deren implizite Normativität. Technik entwickle sich in einem „quasievolutiven“ Prozeß und sei als solche zu akzeptieren. Das *dezisionistische Modell* schließlich macht die Anwendung einer an sich „neutralen“ Technik von politischen Rahmenbedingungen abhängig, deren Aufgabe es ist, mögliche negative Folgeerscheinungen abzufedern. Gegen diese Modelle stellt der Autor die partizipatorische Technikkritik, die sich in drei Punkten von den klassischen Modellen absetzt: 1. wendet sie sich gegen das Postulat der Autonomie der Wissenschaft, 2. gegen das Postulat der Wertneutralität der Technik, 3. plädiert sie für mehr demokratische Kontrolle technischer Entwicklungsprozesse. In Anlehnung an diese Technikkritik folgert Freudenthaler als Forderung an eine sozialetische Technik-Bewertung, daß sie „von der Analyse der Interessen, der Ziel- und Wertvorstellungen, durch die der wissenschaftlich-technische Fortschritt bestimmt und legitimiert wird, nicht absehen“ (64) könne.

Während im II. Teil Daten, Fakten und Argumente referiert werden, um die Existenz unterschiedlicher Sichtweisen und bestehender Alternativen (gegen das „quasievolute“ Modell) deskriptiv zu präsentieren, geht es im

III. Teil unter Bezug auf die genannten Modelle um eine systematische Einordnung der Positionen. Im Rückgriff auf *Hans Lenk* und *Hans Jonas* wird vorausgeschickt, daß die neuen Techniken eine „neue Ethik“ verlangen: „Der springende Punkt ist, daß das Eindringen ferner, künftiger und globaler Dimensionen ... ein ethisches Novum ist, das die Technik uns aufgeladen hat“ (Zitat: H. Jonas, 124). Entsprechend zieht Freudenthaler für die sozialetische Debatte den Schluß: „Ethisches Kriterium für das, was sittlich gut oder schlecht ist, sind demnach nicht unsere gegenwärtigen Bedürfnisse bzw. der Nutzen der jetzt Lebenden, sondern das Leben und die Freiheit aller, auch der Nachkommen, woraus sich das Kriterium des Ausschlusses der Irreversibilität technischer Innovationen ableiten läßt“ (125).

Eben hier lägen nach Meinung des Autors die Schwächen vieler Argumentationen. So folge staatliche Technologiepolitik häufig einer unkritischen „Wachstumslogik“; Telekom-Strukturen „werden gemäß dem wirtschaftlichen Nützlichkeitskalkül danach beurteilt, ob sie gewinnträchtig sind“ (138). Diesen technologischen Imperativ bezeichnet Freudenthaler im Anschluß an Erich Fromm als „Perversion jeglicher Moral, als die proklamierte Unmoral“ (138).

Entsprechend entzieht sich das technokratische Modell, das sich bei Politikern ebenso wie bei Wissenschaftlern feststellen läßt, einer ethischen Debatte. „Bei der hier konstruierten Sachzwanglogik gerät jede ethische Reflexion an den Rand der Belanglosigkeit“ (146). Auch der Fortschrittsoptimismus des szientischen Modells, mit seinem Postulat der Beherrschbarkeit aller Gefahren ist ethisch pro-

blematisch, insofern „in diesem Denkhorizont der Ethikdiskussion bestenfalls die Aufgabe der Akzeptanzsicherung zugewiesen (wird), um die Einführung der Telekom-Struktur mit ethischen Argumenten zu legitimieren“ (153). Das vor allem von gewerkschaftlicher Seite vertretene dezisionistische Modell schließlich läßt Ethik nur im Umfeld der Anwendung, nicht aber der Entscheidung und Entwicklung zu Wort kommen. Somit sind all diese Argumentationslinien in der Diskussion zur Telekommunikationsinfrastruktur für Sozialethik (mehr oder weniger) unzulänglich.

Wiederum in Bezug auf die allgemeinen Aussagen in Teil I weist Freundenthaler die *partizipatorische Technikkritik* als jenes Paradigma aus, das ethische Reflexionen für jede Phase der Technikgenese zuläßt. Häufig postulierte technische oder ökonomische Determinismen werden empirisch widerlegt. In den Fragehorizont rücken die Entscheidungsträger, die Entscheidungsinteressen und die (demokratischen?) Entscheidungsformen. Als Aufgabe christlicher Sozialethik formuliert der Autor, sie habe „die Interessenlage und Wertimplikationen der maßgeblichen Akteure, die jeweiligen Machtverhältnisse, die Durchsetzungs- und Verhinderungsstrategien des Entscheidungsprozesses über die Einführung der neuen Telekommunikationsnetze zur Disposition zu stellen“. Darüber hinaus wird von ihr „eine Option für jene gesellschaftlichen Kräfte, deren immanente Werthaltungen am ehesten mit dem biblisch-christlichen Werthorizont in Beziehung gesetzt werden können“, verlangt (168).

Daß dies ein sozialetisches Programm ist, das kirchlich bislang in keiner Weise umgesetzt wurde, weist

Freundenthaler im abschließenden 9. Kapitel nach. Denn an den wenigen Stellen, an denen überhaupt seitens katholischer Theologie und Kirche über technologischen Problemen gehandelt wird, sind die Aussagen entweder „abstrakt und unverbindlich“ (184) oder es lassen sich jene Legitimationsmodelle nachweisen, die als ethisch unzureichend charakterisiert wurden (190-195). Etwas besser wird die EKD-Studie „Die neuen Informations- und Kommunikationstechniken“ beurteilt, die zwar partizipative ethische Kriterien aufstellt, diese dann aber in konkreten Problemfeldern unberücksichtigt läßt.

Die Dissertation Christoph Freundenthalers stellt deshalb einen gelungenen Versuch interdisziplinärer Forschung dar, weil keine fachfremden Maßstäbe angelegt werden: aus der wissenschaftlichen Theoriegeschichte werden Paradigmen entwickelt, die dann an die konkrete Diskussion der Telekom-Debatte angelegt werden. Selbst kirchliche Stellungnahmen werden (vollkommen zu Recht) diesem Maßstab unterworfen. Gelungen ist weiterhin, daß sich der Autor strikt ethischer Wertungen enthalten und „lediglich“ ein sozialetisches Forschungsprogramm entworfen hat, das zusammenfassend auf den letzten Seiten formuliert ist. Der formale kritische Hinweis, daß ein Theologe wohl auch im interdisziplinären Bereich auf die Standardzitation von Konzilstexten zurückgreifen darf und nicht nach Rahner/Vorgrimler (Konzilskompendium) zitieren muß, mindert den sehr positiven Eindruck der Arbeit nicht. Die Studie Freundenthalers weckt den Wunsch, zukünftig vermehrt auf solches Grundlagenmaterial zurückgreifen zu können.

Susanne Kampmann

*Jürgen Wilke/Bernhard Rosenberger*, Die Nachrichtenmacher. Zu Strukturen und Arbeitsweisen von Nachrichtenagenturen am Beispiel von AP und dpa, Köln/Weimar/Wien 1991 (Böhlau); 236 Seiten/48,—DM

Nachrichtenagenturen haben einen erheblichen Einfluß auf die Inhalte in den verschiedensten Medien. Über ihre Strukturen und Arbeitsweisen liegen bisher nur wenige Untersuchungen vor. Wilke/Rosenberger bieten in ihrer Studie die Zusammenfassung von Ergebnissen einer teilnehmenden Beobachtung während einer Januarwoche 1989 in der deutschen AP-Zentrale, der Befragung von AP-Redakteuren und der Inhaltsanalyse des deutschsprachigen AP-Dienstes und des dpa-Basisdienstes.

Die wöchentlich 1.020 AP-Meldungen sind meist länger als die wöchentlich 3.047 dpa-Meldungen. Die dpa-Redaktion unterteilt ihre Nachrichtenangebote wesentlich stärker in einzelne Dringlichkeitsstufen, während AP 97 % ihrer Beiträge unter der (normalen) Stufe 4 laufen läßt. Dabei konzentriert man sich primär auf die journalistische Stilform der Nachricht. dpa bietet neben 58 % nachrichtlichen Texten zu 21 % Hintergrundberichte und zu 13 % Pressestimmen an. Politische Themen spielen mit 48 % bei AP die dominierende Rolle. 19 % der Meldungen enthalten Unglücke, Kurioses und ähnliches. Dies wird von deutschen Medien besonders gewünscht. Hier kommt die Stellung von AP als Zweitagentur für deutsche Kunden und ihr Weltagenturrang besonders zum Tragen. Aktuelles über Kirche und Religion bieten beide Agenturen in nur 1 % ihres Angebotes. Durch die Kooperation von dpa mit vwd konzentrieren sich die Konkurrenzbemühungen von AP auf die Sachgebiete

Politik und Vermischtes. Bezüglich des Sachgehalts der Agenturmeldungen fanden sich in 12 % der dpa-Materialien Bewertungen von Journalisten (AP: 6 %).

Die teilnehmende Beobachtung ergab, daß die Entscheidung darüber, welche Nachrichten in der AP-Zentrale weiterbearbeitet werden, nur von einer Person, dem jeweiligen Schichtführer, getroffen wird. Eine besondere Spezialisierung der verschiedenen Redaktionsmitglieder ist nicht zu erkennen. Auch können alle verantwortlichen Redakteure die Schichtleitung übernehmen. Die oft diskutierte Frage, ob Agenturjournalisten die Bedeutung einer Meldung intuitiv erkennen oder durch die Häufung von Nachrichtenfaktoren im Text ausmachen, konnte nicht klar entschieden werden. „Hier ist ... anzunehmen, daß ein ganzheitlicher Eindruck entsteht, und der Journalist immer mehr vollzieht, als er sich bewußt ist. Relativiert wird die unterstellte Rationalität der Selektionsentscheidung ... durch die – zumindest zu bestimmten Zeiten – festzustellende Schnelligkeit, ja Reflexartigkeit der Nachrichtenauswahl durch den Schichtleiter in der Agenturredaktion.“ (200)

Die Untersuchung bietet einen hervorragenden Überblick über die Arbeit einer Nachrichtenagentur. Sie zeigt darüber hinaus am Beispiel AP die Einbindung in den hart umkämpften Nachrichtenmarkt mit Bezügen zur amerikanischen Muttergesellschaft und zur deutschen Konkurrenz dpa.

*Rolf Pitsch*

*Michael Haller/Helmut Holzhey* (Hg.); Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte für den deutschsprachigen Journalismus; Opladen (Westdeutscher Verlag) 1992; 331 S./64,-DM

Erst auf den zweiten Blick fällt auf, daß es sich bei diesem Buch nicht um eine ‚Medienethik‘ handelt; der Bindestrich zwischen ‚Medien‘ und ‚Ethik‘ und der relativierende Untertitel sollten als Warnung genommen werden, diesem Band nicht mit falschen Erwartungen zu begegnen.

Eine systematische Annäherung an eine ‚Medienethik‘, etwa in der Form einer Sammlung und Sichtung bisheriger medienethischer Entwürfe, wird nicht geliefert. Stattdessen wurden wieder einmal die Beiträge einer „internationalen Fachtagung“ (vom Herbst 1989; veranstaltet vom ‚Schweizer Medienbildungszentrum‘ und vom ‚Schweizerischen Arbeitskreis für ethische Forschung‘) zwischen zwei Buchdeckel gepreßt. Auf dieser Tagung sollten sich „verschiedene Wissenschaftsvertreter und Medienpraktiker begegnen“ (9), wobei es für die Herausgeber galt, „die Disziplinen Philosophie, Rechtswissenschaft und Mediengeschichte beizuziehen, um die von Journalisten und Medienforschern entwickelten Thesen und Gegenthesen im Licht philosophischer wie auch juristischer Argumentation zu klären“ (10). Und dies alles unter der leitenden Fragestellung, „ob sich im sprachkulturellen Rahmen der drei deutschsprachigen Länder – Bundesrepublik, Österreich und deutschsprachige Schweiz – durchgängige Traditionen oder eher unterschiedliche Auffassungen und Normen zur Regelung der Massenkommunikation herausgebildet und verfestigt haben“ (ebd.). Inwiefern

diese sprachraumspezifischen Differenzierungen (die übrigens zu einem der wichtigsten Strukturprinzipien des Buches avancieren) für die systematischen Fragen nach ‚Medienethik‘ notwendig oder wenigstens hilfreich sein sollen, wäre allerdings erläuterungsbedürftig. Mir leuchten sie zumindest nicht ein.

Der Band enthält 25 Beiträge, die sich in 5 Teile gliedern und durch 4 ‚Interventionen‘ ergänzt werden. Der erste Teil liefert – länderspezifisch – instruktive Überblicke über „die steigende Nachfrage nach Medienmoral“ (22-55) in Deutschland (*Stephan Ruß-Mohl/Berthold Seewald*), der Schweiz (*Jörg P. Müller*) und in Österreich (*Wolfgang R. Langenbacher*). Daran schließt sich die 1. Intervention von *Anton Hügli* an mit der Frage „Was haben die Medien mit Ethik zu tun?“ (56-74). Hier geht es also noch nicht um die Bestimmung von Medienethik, sondern um die – eigentlich nicht mehr strittige! – Frage, ob so etwas überhaupt sein müsse. Die Antwort Hüglis lautet denn auch: Ja, die Medienproduzenten brauchen „nicht nur Moral, sondern auch normative Ethik und Moralphilosophie“ (74), wenn das Medium mehr sein soll als reines Geschäft. Mehr noch: „Falls die Medien dazu dienen sollen, den öffentlichen Diskurs darüber zu führen, wie unsere gemeinsamen Angelegenheiten gemeinsam zu regeln sind, müssen die Medien selber zum Medium der Moral werden.“ (ebd.)

Wer nun wissen möchte, wie eine solche notwendige Medienethik aussehen könnte, an welchen Orten sie entstehen müßte und welche Personenkreise sie zu formulieren hätten, wie sie sich in Selbstverpflichtungen oder (Rechts)kodifizierungen bisher umgesetzt hat und in Zukunft umsetzen sollte, wie sich in einer ‚weltan-

schaulich' disparaten Gesellschaft überhaupt noch ein metaethischer Zugang zu universal akzeptierbaren ethischen Sollenssätzen finden lassen kann, und nicht zuletzt: wie sich eine Medienethik gegen übermächtige ökonomische Interessen behaupten kann ...; wer also solche Fragen hat, wird in den Beiträgen dieser Tagungsdokumentation nur wenige weiterführende Antworten finden.

Zwar kündigt der 2. Teil (76-147) verheißungsvoll „Erträge der Kommunikations- und Medienforschung für die Ethikdebatte“ an; 4 der 5 Beiträge dieses Abschnitts liefern jedoch keine (oder nur sporadische) ‚Erträge für die Ethikdebatte‘, weil sie das medienethische Problem thematisch gar nicht direkt angehen. Dies gilt nicht nur für *Kurt Koszyks* – im übrigen sehr instruktiven – Beitrag zur ‚Geschichte der Pressefreiheit in Deutschland‘ und *Roger Blums* Abriß der Schweizer Mediengeschichte, sondern auch für *Klaus Schönbachs* Artikel über die Medienwirkungsforschung und *Karsten Renckstorffs* Aufsatz zur Rezipientenforschung. Lediglich *Ulrich Saxer* zielt mit seinem Text „Strukturelle Möglichkeiten und Grenzen von Medien- und Journalismusethik“ (104-128) ins Zentrum der Fragestellung und gibt damit ein Problemniveau vor, auf dem sich systematische Bemühungen um eine Bestimmung von ‚Medienethik‘ bewegen müssen. Der aus systemtheoretischer Perspektive entfaltete Beitrag Saxers ist denn auch der einzige Text, der das Versprechen der Zwischenüberschrift erfüllt. Außerdem fragt man sich, warum – zumindest in Ansätzen längst existierende – alternative medienethische Ansätze wie Boventers Individualethik oder die seit dem Funkkolleg heftig diskutierten Konzepte einer konstruktivistischen Me-

dienethik in diesem Band fast vollständig fehlen.

Auch die medienpraktischen und medienrechtlichen Beiträge, die die Schlußteile des Bandes bilden, verstärken insgesamt noch den unbefriedigenden Eindruck, daß der Leser im Verlauf der Lektüre von den spezifisch ‚medienethischen‘ Fragen immer weiter fortgeführt wird.

Insgesamt ist das Buch eine typische Tagungsdokumentation mit allen Vor- und Nachteilen einer solchen Textsammlung. Wer weiterführende Beiträge zur einer systematischen Medienethik sucht, wird jedoch nur in Saxers Beitrag fündig.

*Hermann-Josef GroÙe-Kracht*

(Besprechung bleibt vorbehalten. Für unverlangt zugesandte Schriften kann keine Verpflichtung zur Rezension übernommen werden.)

*Bianchi, Jean/Bourgeois, Henri*; Les médias côté public. Le jeu de la réception (Collection Fréquences); Paris (Centurion) 1992; 133 S./99,— F (kt.)

*Dröge, Franz/Kapper, Gerd G.*; Der Medien-Prozeß. Zur Struktur innerer Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft; Opladen (Westdeutscher Verlag) 1991; 286 S./44,— DM (kt.)

*Fornrdan, Erhard (Hg.)*; Religion und Politik in einer säkularisierten Welt (Veröffentlichungen der Dt. Gesellschaft für Politikwissenschaft (DGfP), Bd. 9); Baden-Baden (Nomos-Verlagsges.) 1991; 180 S./56,— DM (kt.)

*Freudenthaler, Christoph*; Der Konflikt um die neue Telekommunikationsinfrastruktur. Ein Diskussionsbeitrag aus sozioethischer Sicht (Technik- und Wissenschaftsforschung, 17); München (Profil) 1992; 222 S./38,— DM (kt.)

*Gerwin, Robert (Hg.)*, Die Medien zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Ein Symposium der Karl Heinz Beckerts-Stiftung; Stuttgart (S. Herzel, wiss. Verlagsges.) 1992 (Editio Universitas); 88 S./29,— DM (kt.)

*Greschat, Martin/Kaiser, Jochen-Christoph (Hg.)*; Christentum und Demokratie im 20. Jahrhundert (Konfession und Gesellschaft, Bd. 4); Stuttgart (Kohlhammer) 1992; 223 S./46,— DM (kt.)

*Greven, Michael Th. (Hg.)*; Macht in der Demokratie. Denkanstöße zur Wiederbelebung einer klassischen Frage in der zeitgenössischen Politischen Theorie; Baden-Baden (Nomos-Verlagsges.) 1991; 296 S./68,— DM (kt.)

*Gritti, Jules*; Feu su les médias. Faits et symboles (Collection Fréquences), Paris (Centurion) 1992; 165 S./99,— F (kt.)

*Jäger, Wolfgang*; Fernsehen und Demokratie. Scheinplebitäre Tendenzen und Repräsentation in den USA, Großbritannien, Frankreich und Deutschland (Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes, 11); München (C. H. Beck) 1992; 105 S./24,— DM (kt.)

*Katholische Institut für Medieninformation (KIM) (Hg.)*; Religion im Film. Lexikon mit Kurzkritiken und Stichworten zu 1.200 Kinofilmen. Erarbeitet von P. Hasenberg, J. Horstmann, R. Jacobi, W. Jungeblodt, W. Luley, H. Morsbach und J. Zöllner; Köln (Pattloch-Verlag) o. J. (1992); 353 S./39,80 DM (kt.)

*Koch, Kurt*; Christsein in einem neuen Europa. Provokation und Perspektiven; Fribourg/Schweiz (Paulusverlag); 342 S./39,80 (geb.)

*Ockenfels, Wolfgang*; Kolonialethik. Von der Kolonial- zur Entwicklungspolitik (Abhandlungen zur Sozialethik, 32); Paderborn (Schöningh) 1992; 151 S./32,— DM (kt.)

*Pförtner, Stephan H.*; Sexualfeindschaft und Macht. Eine Streitschrift für verantwortete Freiheit in der Kirche; Mainz (Grünewald) 1992; 146 S./24,80 DM (kt.)

*Saxer, Ulrich/Märkli-Kaepf, Martina*; Medien – Gefühlskultur. Zielgruppenspezifische Gefühlsdramaturgie als journalistische Produktionsroutine (Forschungsfeld Kommunikation, Bd. 2), München (Ölschläger) 1992; 280 S./40,— DM (kt.)

*Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft (Hg.)*; Medienwissenschaft Schweiz 1/1992, Thema: Alt und Jung in den Medien; 55 S.

*Spieker, Manfred (Hg.)*; Vom Sozialismus zum demokratischen Rechtsstaat. Der Beitrag der kath. Soziallehre zu den Transformationsprozessen in Polen und in der ehemaligen DDR (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, 11); Paderborn (Schöningh) 1992; 203 S./29,80 DM (kt.)

*Weltbühne (Die)*. Wochenschrift für Politik – Kunst – Wirtschaft, 87. Jahrgang (1992), Heft 38 und Heft 49 (Verlag der Weltbühne, Postfach 14 37, O-Berlin 1080); je ca. 30 S./2,— DM